

XI. Kapitel.

Auf dem Lago Maggiore zur italienischen Grenze.
In die lombardische Tiefebene, nach Mailand
und Turin.

Hellichter Sonnenschein umspielte die leichtgekräuselten Wellen des Lago Maggiore, als ich einen der zierlichen Dampfer bestieg, um nach Luino, der nächsten italienischen Zollstation, zu gelangen. Mein Ziel für heute war Mailand, aber um mit dem Rade von Locarno dort hinzugelangen, hätte ich die ganze Westseite des Sees entlang über Cannobio, Pallanza, San Manrico, Lesa und Sesto fahren müssen, was für mich ein ganz bedeutender Umweg gewesen wäre. Hierzu kommt noch, dass diese Strecke für den Radfahrer nach der Mittelbach'schen Karte wenig geeignet ist.

Pfeilschnell durchschnitt der Kiel des Schiffes den glitzernden Wasserspiegel, und nach einer zweistündigen, angenehmen Fahrt langte ich in Luino an. Auf dem Dampfer machten sich bereits bei der Abfahrt von Locarno einige Herren dadurch auffällig, dass sie mich und mein Rad mit Argusaugen betrachteten. Der Grund für diese Aufmerksamkeit wurde mir klar, sobald wir die italienisch-schweizerische Wassergrenze passiert hatten. Die Herren vertauschten ihren Strohhut mit der Beamtenmütze und entpuppten sich als italienische Zollwächter.

Wie ein Delinquent wurde ich von ihnen zum Hauptzollamt Luino geleitet, um daselbst den Zoll

zu entrichten und meine Maschine plombieren zu lassen. Ich hatte in Deutschland gehört, dass die Italiener in Gold hinterlegte Deposita gelegentlich mit dem minderwertigen Papiergeld zurückzuerstatten versucht hätten. Um dieser Eventualität zu begegnen, hatte ich in der Schweiz einige 50-Lire-Noten gekauft und wollte damit den Zoll bezahlen. Da hatte ich aber wieder einmal die Rechnung ohne den Wirt gemacht, es wurde mir bedeutet, die Zollsumme müsse in dem innerhalb der lateinischen Münzkonvention kursierenden Golde hinterlegt werden, da nach den neuesten Bestimmungen die Zahlung in Papier nicht mehr zulässig sei. Nun, dagegen liess sich nichts machen; ich legte blanke 47 Lire auf den Tisch des Hauses, erhielt den Zollschein, eine allerliebste Plombe und zog alsdann vergnügt von dannen.

Was mich bei den widerlichen, zeitraubenden Zollplackereien angenehm berührte, war die exquisite Höflichkeit, mit der mir die italienischen Beamten entgegen kamen. Weniger erbaut war ich aber davon, dass man hier nur einige Worte Deutsch und Französisch verstand, und ich mich mit meinem gebrochenen Italienisch durcharbeiten musste, so gut es eben ging. Man behauptet in Deutschland sehr oft, dass die Kenntniss der italienischen oder französischen Sprache für eine Reise durch Italien gar nicht erforderlich sei, da man daselbst mit Deutsch allein recht gut durchkomme. Diese Behauptung halte ich für absolut unzutreffend, sobald der Radfahrer dabei in Betracht kommt. Die deutschen Italienreisenden, die in den Hotels der grossen Städte absteigen, können sich ihrer Muttersprache unbehindert bedienen, man wird sie in Restaurants und grossen Geschäften verstehen. Der Radler aber, der auf die Landstrasse angewiesen ist, der trotz seiner Karten und Pläne mitunter nach

dem Wege fragen muss, und sich auch sonst gerne von den Landleuten diese oder jene Auskunft geben lässt, kommt ohne ausreichende Kenntniss der Landessprache in Italien überhaupt nicht vorwärts. Ich habe auf meiner ganzen Radtour, soweit sie Italien betrifft, nur wenig französisch und noch weniger deutsch sprechen können.

So sass ich nun in Luino, wohin ich wegen des Zollscheines unbedingt hatte fahren müssen; aber wie von hier zu Rade nach Mailand kommen, das war mir einstweilen noch ein Rätsel. Ich erkundigte mich, studierte Reisebuch und Karten, aber eine fahrbare Strasse konnte ich nicht entdecken, weil es ausser einem schlechten Wege über die hohen Berge thatsächlich keine giebt, die direkt nach Mailand führt. Es blieben nur zwei Mittel, um von hier direkt an mein Ziel zu gelangen, entweder die Fahrt mit dem Schiff nach Laveno, von wo aus wieder eine sehr schlechte Strasse nach Varese und Mailand abzweigt, oder die Eisenbahn über Sesto nach Gallarate. Ich wählte letzteres. Nach einer sehr langweiligen, mehrstündigen Fahrt, während der ich mich an italienischen Monopol-Cigarren nichts weniger als erbaute, kam ich am Bestimmungsorte an. Gallarate konnte mich in keiner Hinsicht fesseln, der Ort bietet für den Fremden nicht mehr Interessantes als die schlechte Strasse von hier bis nach Mailand mit den daran gelegenen Dörfern. Einstens, vor vielen Jahren, da es noch keine Eisenbahnen gab, soll diese von Napoleon I. gebaute Chaussée sehr belebt und stets in musterhafter Ordnung gewesen sein, denn sie war die kürzeste und bequemste Verbindung zwischen dem Lago Maggiore und Mailand. Heute ist sie für den Radfahrer ein Greuel, sie ist noch schlechter, wie eine andere mir wohlbekannte Napo-

leonische Strasse, die von Aachen über Henri-Chapelle nach Lüttich und Paris führt. Der Strassendamm ist einem gepflügten Ackerfelde nicht unähnlich, in das sich die Radspuren der Lastfuhrwerke tief eingesenkt haben. Jetzt war das Wetter gut, aber wie mag es hier erst bei Regenwetter aussehen! An der rechten Seite zieht sich ein gutes, aber ganz schmales Bankett dahin, auf dem nicht zwei Personen neben einander gehen können. An der linken Seite dieses Banketts stehen Prellsteine in der Entfernung von je sechs Metern, zur rechten Hand befindet sich ein tiefer Wassergraben, dessen Böschung mit hohen, jegliche Aussicht versperrenden Akaziensträuchern bepflanzt ist. Ebenso ist es an der andern Seite der Strasse, nur fehlt dort das Bankett. Viel ist aber für den Radler dabei nicht verloren, dass er hier nach beiden Seiten keinen Ausblick hat, denn seine ganze Aufmerksamkeit muss er doch der Steuerung des Rades zuwenden. Und wie muss man hier acht geben! Links die gefährlichen Prellsteine, mit denen die Maschine bei der geringsten Schwenkung in Collision geraten kann, und wobei der Radfahrer leicht seine Knochen riskiert, rechts die stellenweise bis weit über das Bankett reichenden Akazienzweige, an deren Stacheln man sich leicht Gesicht und Hände verletzt, ferner ist da noch der sumpfige Wassergraben, der dem gestürzten Radler unter Umständen noch den letzten Rest geben kann. Zu diesen Unannehmlichkeiten kommt der Blick auf das trostlose, grau-rote Ackerfeld in der Mitte der Strasse und eine fast unerträgliche Hitze unter Italiens glühender Sonne. Eine unangenehmere Fahrt, als die auf dieser 40 km langen Patentstrasse bis nach Mailand habe ich in meinem Leben nicht gemacht, und ich war froh, als ich fast vier Stunden nach der Abfahrt von Gallarate in Mailand eintraf.

Sehr ermüdet fuhr ich gegen drei Uhr nachmittags durch den Arco del Sempione, einen von Napoleon I. errichteten Triumphbogen, in das Centrum der Stadt und suchte sobald als möglich das mir empfohlene Hotel auf, um einige Stunden Siesta halten zu können. Die Hitze hatte mir zu sehr zugesetzt, und deshalb nahm ich von der näheren Besichtigung der Stadt für heute Abstand und beschränkte mich auf den Besuch der bedeutendsten Restaurants und Cafés. Zeitig ging ich zu Bett und erwachte erst spät am Morgen des nächsten Tages.

Mailand, italienisch Milano, die Hauptstadt der Lombardei, liegt 119 m über dem Spiegel des Mittelländischen Meeres und hat nahezu 430 000 Einwohner; Unter den Städten Italiens steht sie in Bezug auf Einwohnerzahl an dritter Stelle, Neapel mit 535 000 und Rom mit 464 000 Einwohnern sind die grössten der apenninischen Halbinsel. Die Norditaliener stellen jedoch ihr „Milano la grande“ an Bedeutung über die konkurrierenden Schwesterstädte, und nicht ganz mit Unrecht, denn Mailand ist die reichste und gewerbthätigste Stadt des Königreichs. Eine bewegte Vergangenheit hat die Stadt hinter sich, Jahrhunderte hindurch hat sie in der Geschichte der Völker Europas eine grosse Rolle gespielt. Hierauf näher einzugehen, gestattet der bescheidene Raum dieses Buches nicht, und so will ich denn den Hauptsehenswürdigkeiten einige bescheidene Zeilen widmen.

An den reichen Kaufläden des Corso Vittorio Emanuele vorüber gelangen wir zu der weiten Piazza del Duomo, die vor kurzem mit einem schönen Denkmale Victor Emanuels II. geschmückt worden ist. Wenden wir dem Denkmal den Rücken, so fällt der Blick auf den Dom, das berühmte „achte Weltwunder“ der Mailänder. Wer im XIV. Jahrhundert den

Plan zu diesem Gotteshause entworfen hat, ist nicht bekannt. Die Arbeiten schritten unter verschiedenen italienischen Meistern in den nächsten Jahrhunderten fort und wurden erst im Jahre 1775 unter der Beihilfe mehrerer deutscher Baumeister in der Hauptsache zu Ende geführt. Der Dom ist von der Sohle bis zur höchsten Spitze aus weissem Marmor aufgeführt und eines der schönsten gotischen Baudenkmäler der Erde. Blendend, wie ein durchsichtiges Marmorgebirge glänzt uns dieses Wunderwerk im Sonnenstrahle entgegen, und feenhaft wie ein crystallener Palast schimmern die Umrisse mit ihren zierlichen Formen und reichen Ornamenten dann, wenn sie in hellen Nächten das bleiche Licht des Mondes umspielt! Solche Bilder findet man in der Regel nur in jenen Werken, die der allzulebhaften Phantasie eines Märchendichters über die Wunder Indiens entsprossen sind.

Der Dom bedeckt ein Areal von 11700 Quadratmetern, er ist 148 m lang, 88 m breit, 108 m hoch und mit annähernd 2000 Marmorstatuen von Heiligen und berühmten Männern, sowie mit schier unzähligen Thürmchen geschmückt. Um sich von der gewaltigen Grösse dieses Bauwerkes einen Begriff zu machen, bedenke man, dass die Kirche nicht weniger als 40 000 Menschen Platz gewährt. Die innere Ausstattung des Domes weist ebenfalls viel Bemerkenswerthes auf, darunter die prächtigen Fenster, die zu den grössten und schönsten der Welt zählen, einige gute Gemälde, die Grabmäler der Medici und das Grab des hl. Karl Borromäus.

Gegen 25 Centesimi löste ich eine Karte zur Besteigung des Hauptthurmes, der im Sommer von 5 Uhr morgens bis 6 Uhr abends zugänglich ist. Ich stieg die 494 Treppenstufen hinauf bis zur Höhe des obersten Thurmaufsatzes, der sich 68 m über der Kuppel

erhebt. Einen interessanten Überblick gewährt dieser Standort über das glänzende Marmordach und die zahlreichen Ornamente des Domes. Herrlich ist die Aussicht auf die weite lombardische Tiefebene, die schneegekrönten Häupter der Alpen, den Monte Rosa, das Matterhorn, den Grossen St. Bernard und den St. Gotthard. Im Süden zieht sich das von den Apenninen begrenzte Hügelland dahin, und zu unsern Füßen liegt eine Weltstadt mit all ihren Freuden und all ihrem Elend.

Unten auf dem Dache des Domes geht es seit einer halben Stunde lustig her; eine Gesellschaft von 20—30 jungen Italienern beiderlei Geschlechts haben sich dort wie muntere Schwalben häuslich niedergelassen, verzehren ihr Frühstück und trinken ihren Wein in heiterster Laune, unter Scherzen und Lachen. Auf das Frühstück folgt ein ausgelassenes Gesellschaftsspiel, welches schliesslich in ein tolles Rennen über das Dach ausartet. Unten in der Kirche feierlicher Gottesdienst und hier oben dieser Lärm! So sind sie, diese Kinder der warmen Sonne Italiens, sie treiben ihren Scherz in unbefangenster Weise, ohne daran zu denken, dass sie sich hier nicht auf der Festwiese ihres Dorfes, sondern an heiliger Stätte befinden. Zu dem Gedanken, „Wir Wilde sind doch bessere Menschen“, konnte ich mich aber trotz alledem nicht emporschwingen, denn jedes Land hat seine Sitten, und weshalb soll man den Stab wegen solcher Gemütsäusserungen über Menschen brechen, die unter ganz anderen Verhältnissen als wir Nordländer aufgewachsen sind, in deren Adern ein heisseres Blut rollt, und deren Temperament von dem unserigen von Grund aus verschieden ist. Unvergesslich wird mir die Stunde bleiben, die ich an jenem herrlichen Sommermorgen auf dem Mailänder Dome zugebracht.

Nördlich vom Domplatze führt die schöne Galleria V. Emanuele, deren Anlage 8 Millionen Lire gekostet hat, zur Piazza della Scala mit dem berühmten Scalatheater und dem würdigen, in carrarischem Marmor ausgeführten Denkmale Leonardo da Vinci's und seiner nächsten italienischen Epigonen. Die Kunstschatze Mailands sind zum grössten Teile in den berühmten Museen Poldi-Pezzoli und La Brera, sowie in der Bibliotheca Ambrosiana am Domplatze, die mehr als 168000 litterarische Werke enthält, aufgespeichert. Eines Besuches wert sind in hohem Grade die übrigen prächtigen Kirchen Mailands, besonders aber die Chiesa del Monastero Maggiore, S. Ambrogio und S. Lorenzo, sowie S. Maria delle Gracie, in der das weltberühmte Hauptmeisterwerk Leonardo da Vinci's, das Abendmahl, zu sehen ist. Das Gemälde ist in Ölfarbe an die Wand gemalt, leider aber sehr verdorben. Die öffentlichen Gebäude sind zumeist im alt-italienischen Palaststil ausgeführt und legen, wie die Anlagen, Zeugnis ab für den gediegenen Kunstsinn der Mailänder. Bemerkenswert ist ferner der Friedhof oder Campo santo, obgleich er an den Genueser, den ich später etwas näher besprechen werde, in Bezug auf den Reichtum der Skulpturen bei weitem nicht heranreicht.

Um Mailand mit allen seinen reichen Kunstschatzen und sonstigen Sehenswürdigkeiten genau kennen zu lernen, braucht man mehr als eine Woche, ich habe nur auf das Hauptsächlichste hingewiesen und glaube damit den Ansprüchen des flüchtigen Radlers Genüge geleistet zu haben. Eine Fahrt zu Rade durch die grossen Strassen der Stadt ist sehr interessant, zumal der Fremde ohne Nummer unbeanstandet fahren darf. Falls man sichere Auskunft über irgend etwas haben will, wende man sich an die

liebenswürdigen Schutzleute, die man allerdings nicht in einer Uniform mit blanken Knöpfen oder unter einer Pickelhaube steckend vermuten darf. Diese Beamten tragen einen langen, fast bis zur Erde reichenden, schwarzen Rock, schwarze Beinkleider und Cylinderhut. Ihre einzige sichtbare Waffe besteht in einem dicken Stocke, der auch keine aussergewöhnlichen Merkmale trägt. Sie machten auf mich zuerst einen sonderbaren Eindruck, da ich gar nicht wusste, wozu die Schwarzröcke überhaupt da waren und den ganzen Tag in der Sonne herumliefen.

Am Morgen des dritten Tages nach meiner Ankunft rüstete ich in früher Stunde zur Weiterfahrt, hatte bald das schöne Mailand hinter mir und sauste fast geräuchlos auf der grossen Landstrasse nach Novara dahin, auf der ich noch heute Turin zu erreichen hoffte. Die Mittelbach'sche Strassenprofilkarte reicht leider nur bis nach Mailand, und da ich nicht erst mehr als ein Dutzend der italienischen Radfahrerkarten, die ich für meine Reise brauchte, kaufen wollte, musste ich mich mit der grossen Leuzinger'schen Reisekarte von Oberitalien behelfen, die mir auch recht gute Dienste geleistet hat. Bis nach Magenta, 28 km westlich von Mailand, dem Schauplatze der nach diesem Orte benannten Schlacht zwischen den Österreichern und Franzosen im Jahre 1859, fuhr ich mit der Dampfstrassenbahn um die Wette; dann gings nach der 20 km weiter gelegenen Stadt Novara, wo ich die erste Ruhepause machte. Novara hat 1500 Einwohner, ein Garibaldi-Denkmal, eine hübsche Kirche mit 120 m hohem Thurm und schöne, saubere Strassen. Lange hielt es mich nicht hier, denn der Weg nach Turin war noch weit.

Bald sass ich wieder im Sattel und fuhr weiter nach Vercelli. Die Sonne stand hoch am Himmel und

sandte ihre glühenden Strahlen fast senkrecht zur Erde nieder. Die ebene Strasse wurde von Stunde zu Stunde schlechter, und schliesslich zeigte sie wieder dieselbe leidige Physiognomie wie die berühmte Napoleonische Heerstrasse zwischen Gallarate und Mailand. Ich ermüdete infolge dieser Umstände mehr und mehr, und der Scharfblick, den sich der Radfahrer durch lange Übung in Bezug auf die Lenkung der Maschine aneignet, stumpfte bei mir mehr und mehr ab, fast apathisch sass ich in der öden Gegend auf dem Rade. Plötzlich wurde ich aus meinen Träumen aufgerüttelt, ein Stoss, ein Sturz und ich lag mit der Maschine im Strassengraben, der hier glücklicherweise nicht tief war. Schnell erhob ich mich wieder und sah, dass ich in eine der verhängnissvollen Karrenspuren hineingeraten war, wodurch ich zu Fall hatte kommen müssen. Wie der gestürzte Kavallerist zuerst nach seinem Pferde sieht, so war mein erster Gedanke das Rad, welches, wie so oft, zu meiner grössten Freude auch diesmal keinen Schaden genommen hatte. Doch, o weh, meine Hose war zerrissen, wie konnte ich so weiter fahren? Alles Lamentieren half hier nichts, eine neue Hose brachte mir niemand in den einsamen Strassengraben und kurz entschlossen zog ich die zerrissenen Stoffteile wieder mit Bindfaden zusammen. Obgleich ich auch noch einige Hautabschürfungen davon getragen hatte, fuhr ich nach diesem unfreiwilligen Intermezzo, dem ersten derartigen auf meiner ganzen Reise, weiter bis zum nächsten Gasthause, wo ich abstieg, um die Wunden zu reinigen und zu verbinden. Dann stillte ich den brennenden Durst an einem trefflichen Glase in Eis gekühlten Muskatellers, der nicht mehr kostete, als in Deutschland dasselbe Quantum Bier, und sorgte ebenso für den knurrenden Magen, der seine

Rechte energisch geltend machte. Wenn ich nicht so grossen Hunger gehabt hätte, wäre es mir wohl nicht möglich gewesen, diese italienischen Leckerbissen zu geniessen, auf denen trotz aller Gegenwehr unzählige Fliegen ihren Parademarsch aufführten. Ob dann auch noch ein halbes Dutzend dieses eckelhaften Gezüchtes in der Suppe seine Schwimmübungen macht, darauf kommt es den Italienern, wie es scheint, gar nicht an. Mir wurde die Sache aber bald so zuwider, dass ich auf mehr als die Hälfte der Gerichte verzichten musste. Erst in Vercelli, wo ich bald nachher anlangte, konnte ich meinen Magen gründlich befriedigen und auch die defekte Hose wieder von der Künstlerhand eines Ritters von der Nadel reparieren lassen.

Vercelli hat 20000 Einwohner und als Hauptanziehungspunkte eine hübsche Kirche aus dem XIII. Jahrhundert mit dem bekannten Gemälde „Madonna im Obstgarten mit dem hl. Christoph“ von Ferrari, sowie einige hübsche Denkmäler. Im Jahre 101 v. Chr. fand hier die berühmte Schlacht zwischen den Römern und den Cimbern statt, die mit dem glänzenden Siege des Marius über letztere endete. Sonst ist in Vercelli nichts von Bedeutung zu verzeichnen. Die Weiterfahrt nach der von hier noch 80 km entfernten piemontesischen Hauptstadt war mir für heute verleidet, da der unvorhergesehene Aufenthalt auf der Landstrasse, die Schmerzen am Knie, die Hitze und der Flickschneider mir die Lust dazu benommen hatten.

Am nächsten Morgen fuhr ich von Vercelli über Trino nach Chivasso den Po hinauf und kam nachmittags, nach fünfstündiger Fahrt durch die wenig interessante Gegend in Turin an. Dort wurde ich von einem Freunde, den ich während seiner Studienzeit

in Deutschland kennen gelernt hatte, mit offenen Armen empfangen. Angenehm war es mir, dass ich nun einige Tage französisch sprechen konnte, denn fast allen gebildeten Turinern ist diese Sprache geläufig. Der Abend desselben Tages bot mir Gelegenheit die italienische Familienküche, deren Gerichte mir zum Teil gänzlich fremd waren, etwas näher und zwar hier sehr vorteilhaft kennen zu lernen. Am nächsten Tage machte ich mit meinem Freunde, der die Führung in liebenswürdiger Weise übernommen hatte, eine Fahrt durch die schönen, mit grossen Quadern belegten Strassen der ganz ebenen Stadt.

Turin, italienisch Torino, liegt in der Höhe von 239 m über dem Meere am linken Ufer des Po. Das Klima ist bedeutenden Temperaturschwankungen unterworfen, indem die Hitze im Sommer 35 Grad und die Kälte im Winter ebenso viele Grade erreicht. Die Stadt wurde von den Römern gegründet; im Mittelalter war sie Hauptstadt der Grafschaft Piemont, Residenz der Herzöge von Savoyen und 1859—65 Hauptstadt des Königreichs Italien. Heute zählt Turin beinahe 341 000 Einwohner, ist Sitz eines Erzbischofs und einer Universität. Was dem Fremden in dieser Stadt vor allem auffällt, sind die rechtwinkelige Anlage der Häuservierecke, die ausnahmslos schnurgeraden Strassen, überhaupt die wunderbare Symmetrie, mit der sie angelegt worden ist. Der Centralpunkt des Verkehrs ist die Piazza Castello, in welche die Hauptstrassen einmünden. Die hervorragendsten Gebäude sind neben zahlreichen palastartigen Privatbauten der Palazzo Madama aus dem XIII. Jahrhundert, der im Jahre 1646 erbaute Königliche Palast oder Palazzo Reale, die Armeria Reale oder Rüstkammer mit einer reichhaltigen, interessanten Altertümersammlung, der Palazzo Carignano, Palazzo

dell'Academia delle Scienze mit bedeutender Gemäldegalerie und der Palazzo di Citta. Die Kathedrale an der Westseite des Kgl. Schlosses und die in reichem Barockstil errichtete Kirche La Consolata, sind des Besuches wert. Hübsche öffentliche Gärten und Anlagen sowie zahlreiche Denkmäler, unter letzteren besonders diejenigen Cavours und Garibaldis, gereichen der Stadt zur Zierde.

Um einen Überblick über Turin zu gewinnen, bestiegen wir den 50 m über dem Po gelegenen, aussichtsreichen Hügel Monte dei Capuccini am rechten Poufer, von dessen Höhe wir auf dem Rade wieder hinunterfuhren. Diese Thalfahrt war ein Kunststück, welches mich den Rest meiner in den Schweizer Alpen stark abgenutzten Radbremse kostete. Für einige Centesimi war dem Schaden aber bald wieder abgeholfen, und dann führen wir bis zum Fusse der westlichsten 670 m hohen Erhebung der Colline, im Osten von Turin, welche die königliche Grabkirche Superga trägt. Dort vertrauten wir unsere Räder der Obhut eines Bahnwärters an und bestiegen die Drahtseilbahn, die uns innerhalb 20 Minuten vom Dorfe Sassi nach der Kirche hinaufführte. Das Bauwerk ist eine grosse Basilika, mit mächtiger Kuppel aus dem XVIII. Jahrhundert und grosser, auf schönen Säulen ruhender Vorhalle. Die Könige und viele andere Mitglieder des Hauses Savoyen haben hier ihre letzte Ruhestätte gefunden; der Zutritt zur Gruft steht dem Publikum zu jeder Zeit frei.

Tiefer Friede waltet in der weiten Marmorhalle, wo kostbare Sarkophage die Überreste mächtiger Könige und reicher Fürsten bergen. Hier führt der Engel des Todes das Scepter; ein grösserer Herrscher, der Sensenmann, dessen unerbittlichem Gebote niemand entrinnen kann, hat hier mit eisiger Hand

die Gewaltigen der Erde bezwungen; friedlich liegen sie nebeneinander, und von ihrer Macht und ihrem Glanze wird einstens gerade soviel im Weltall übrig bleiben, wie von jenem armen Bettler, dessen sterbliche Hülle man zwischen kahlen Brettern gebettet der Erde zurückgegeben hat. Den Hauptanziehungspunkt der Superga bildet die Kuppel mit der herrlichen Fernsicht auf Turin, die Colline di Torino, die Poebene, die Schweizer Alpen, die Seealpen und die Apenninen.

Einige vergnügte Tage verlebte ich mit meinen Freunden in der schönen Hauptstadt, und ich hatte dabei Gelegenheit gefunden, das Leben und die Sitten der Piemontesen in etwa kennen zu lernen.